



Wachstum ermöglichen

Predigt beim Eröffnungsgottesdienst zum Studienjahr 2025/26

1. Oktober 2025, Private Pädagogische Hochschule der Diözese Linz

Optimistisch oder pessimistisch?

Sind Sie eher optimistisch oder pessimistisch? Warten Sie eher ab oder gehen Sie Entscheidungen offensiv an? Sind Sie eher ängstlich oder zuversichtlich? Sind Sie mehr ein lebensfroher oder mehr ein trauriger Typ? Glauben Sie an die Auferstehung der Toten oder soll mit dem Tod alles aus sein? Solche und ähnliche Fragen sind in Illustrierten und Zeitungen häufig zu finden. Mit Skalen und Statistiken wird man dem Problem nicht gerecht, denn es geht um die Grundmelodie des Lebens. Hast du eine Grundentscheidung für das Leben in Fülle getroffen oder steht das Nein, das Heraushalten, die Verweigerung im Vordergrund?

Gottfried Wilhelm Leibniz¹ (1646 – 1716) steht für Vernunftoptimismus und Fortschrittsglaube, für die Zuversicht, die Menschheit werde auf der Basis einer rationalen Religion und vorangetrieben durch die Errungenschaften von Wissenschaft und Technik in eine lichte Zukunft schreiten. Leibniz leugnet das Schlechte im Menschen nicht, er will es nur positiv umwerten als Bedingung der Möglichkeit einer besser werdenden Welt. Ohne eigene Anstrengung jedenfalls geht es nicht. Leibniz' Welt ist nur deshalb die bestmögliche, weil in ihr zugleich die Möglichkeit des Menschen, das Beste anzustreben, mitgedacht ist. Bei Leibniz wird die Verwirklichung des Bestmöglichen zur Aufgabe, die den Menschen auffordert, seine Umwelt mitzugestalten und an der eigenen (vor allem moralischen) Selbstoptimierung zu arbeiten. Das ist nicht nur moralisch gemeint (aus den Übeln das Gute hervorziehen), sondern ebenso physikalisch (alle Kräfte bestmöglich nutzen) und ökonomisch (alle Energien am effizientesten einsetzen). Optimismus, das heißt: niemals aufgeben, immer weitermachen, im Negativen auch das Positive sehen! Was Leibniz' Optimismus attraktiv macht, ist sein konsequentes Denken in Möglichkeiten, in Optionen. Der Pessimist kennt nur eine Laufrichtung der Welt, der Optimist hingegen sieht Alternativen, Chancen, er erkennt Potenziale. Leibniz braucht den Begriff des Möglichen, nicht nur zur Auswahl des Besten, sondern ebenso für seinen Appell zur Mitgestaltung des Weltgeschehens durch den Menschen.

Arthur Schopenhauer (1788 – 1860) gilt als der Pessimismusphilosoph schlechthin. In seiner Mitleidsethik knüpft Schopenhauer die Moral nicht an eine Norm, sondern an die Erfahrung. Wenn wir in uns hineinhören, können wir das fremde Leid spüren, wenn wir uns nicht verhärteten. Wir können daran teilhaben. Das ergibt eine gefühlte Solidarität mit dem Elend des Anderen, nicht eine eingeforderte Solidarität, sondern eine unmittelbar erfahrene. Das ist das einzige Fundament der Moral. Wenn man diese Quellen des Mitleiden-Könnens abschneidet, dann hängt die Moral in der Luft und wird rein normativ. Normative Orientierungen sind kraftlos, wenn sie nicht aus dem Mitleid und aus der Empathie kommen. „Wir wollen, wir dürfen niemals vergessen, wozu Menschen fähig sind, wenn wir aufhören, die Weltmutterssprache, die Empathie, die uns alle verbindet, zu sprechen. Von Mensch zu Mensch.“ (Bischof Benno Elbs) Eine

¹ Gottfried Wilhelm Leibniz, Die Theodizee. Von der Güte Gottes, der Freiheit des Menschen und den Ursachen des Übels. Erster Teil. in: Philosophische Schriften. Herausgegeben und übersetzt von Herbert Herring. Darmstadt 1985. Bd. 2/1, 206 – 365. Vgl. dazu: Michael Kempe, Die beste aller möglichen Welten. Gottfried Wilhelm Leibniz in seiner Zeit, Frankfurt a.M. 2022.

leere Toleranz, eine hohle Liberalität, eine oberflächliche Gleichgültigkeit, eine narzisstische Achtlosigkeit ... All diese Fehlhaltungen sind Analphabeten in der Sprache der Empathie. Aber auch Beschwörungsformeln, idealistische Forderungen und politische Postulate sind noch nicht automatisch verbunden mit Solidarität, Wohlwollen und Wertschätzung. Ohne Berührung mit der Not und dem Elend, ohne die Erfahrung von Angesicht zu Angesicht mit den Leidenden kommen wir nicht zu einem tragfähigen Miteinander, zu Kooperation in der Gesellschaft und in der Kirche.

Erwartungen an Schule

„Die Erwartungen an Schule sind hoch: Schülerinnen und Schüler sollen nicht nur Grundfertigkeiten wie lesen, rechnen, schreiben erlernen, sondern Zusammenhänge verstehen, kritisch denken, mit anderen kooperieren, Gedanken und Gefühle artikulieren, sich als Teil einer demokratischen Gesellschaft begreifen. Die Schule soll außerdem ein Ort der Neugier, Freude und Sicherheit sein, an dem Kinder und Jugendliche gemäß ihrer individuellen Begabungen maximal gefördert werden. Ja, Schule soll viel für eine moderne Gesellschaft leisten.“ Das hält der Bildungswissenschaftler Stephan Schweighofer in einem Kommentar im „Profil“ vom Jänner fest.² Und er schiebt eine Forderung nach: „In einem so heterogenen Arbeitsumfeld wie Schule, mit allen erdenklichen kulturellen, religiösen und sozialen Hintergründen, braucht es vor allem eines: soziale Kompetenz. Zukünftige Lehrende müssen bereits im Studium auf unterschiedlichste Problemstellungen sensibilisiert werden. Was tue ich bei psychischen und physischen Auffälligkeiten? Wie löse ich Konflikte? Wie schaffe ich ein gedeihliches Klassenklima? Wie kann ich Eltern bestmöglich miteinbeziehen? Wie fördere ich die emotionale und soziale Entwicklung der Lernenden?“ Es geht um ein entsprechendes Rüstzeug – um fachliches genauso wie pädagogisches Rüstzeug. Er schließt den Kommentar mit: „Ohne Bildung ist alles nichts, aber ohne gute Ausbildung des Lehrpersonals ist alle Bildung nichts.“

Wechselbad der Gefühle

Lehrer und Lehrerinnen gehen nicht selten durch ein Wechselbad der Gefühle. Die Lehrer:innen – jede/r von uns hatte eine/n, die/der Vorbild war, auch Weichensteller für das Leben. Vermutlich hatten gar nicht so wenige Lehrer:innen, von denen sie oft noch Jahre später geträumt haben, Schreckgespenst oder auch Objekt der Verachtung. In der Öffentlichkeit geht es hin und her: Natürlich gibt es den Zugriff von unterschiedlichen Playern und Instanzen auf die Schule, auf die Ziele und Inhalte der Bildung, auf die Personen. Man erwartet viel von der Schule, oft sogar alles, wo alle anderen wie z. B. die Familien auslassen.

Vielleicht geht es Lehrern und Lehrerinnen oft nicht anders als Fußballtrainern: Sie müssen viel öffentliche Kritik einstecken und bekommen „gute Zurufe von der Tribüne“. Jeder Zuschauer meint, er sei ein guter Trainer. Wer einmal in der Schule war, meint insgeheim von sich: „Probiert habe ich’s zwar noch nicht, das Unterrichten, aber zugleich müsste ich’s können.“ Zum einen ist die Wertschätzung der Lehrer:innen in der Gesellschaft gar nicht so gering, zum anderen sind Lehrer:innen auch Zielscheibe mitunter heftiger öffentlicher Kritik. Geändert haben sich auch die Rollen der Beteiligten, der Schüler:innen, der Lehrer:innen, der Eltern, der Gesellschaft, der Politik.

Zu den inneren und äußeren Voraussetzungen des Lernens gehören Wohlwollen, die Fähigkeit zu loben und die Erfahrung, gelobt zu werden. Lob ist hörbare innere Gesundheit. Der gesunde Mensch kann eine bescheidene Mahlzeit loben, der Magenkranke und der Snob

² [Was Lehrer lernen sollten](#)

finden an allem etwas auszusetzen (C. S. Lewis). Wohlwollende Anerkennung lässt wachsen und reifen. Ein nörgelndes, kritisches und mit allem unzufriedenes Zeitalter bringt kranke Menschen hervor. Geben und Empfangen gehören beim Lob zusammen. Echtes Lob befreit den Menschen aus dem Kreisen um das eigene Ego, befreit aus dem Narzissmus.

Wachstum zu ermöglichen, in Menschlichkeit, in Intelligenz, in Werten – das ist das, was den Lehrberuf so interessant und schön macht. Und es ist ein Privileg: jungen Menschen die Chance zu eröffnen, durch Bildung eine gestaltbare Zukunft vor sich zu haben, Möglichkeiten und Begabungen wahrzunehmen und zu entfalten. Ein gutes Lebensfundament sind Selbstwissen, Selbstachtung und Selbstvertrauen. Junge Menschen müssen wissen, wer sie sind, was sie wollen, was sie können, wenn sie im Leben einen guten Weg gehen möchten. Der gute Start ins Leben hat mit offenen Türen und echten Gelegenheiten zu tun. Kurz, die Gesellschaft schuldet den jungen Menschen die Möglichkeit, das eigene Leben in die Hand zu nehmen und an einer Existenz zu bauen. Ich danke euch allen angehenden Pädagoginnen und Pädagogen, dass ihr euch auf diesen Weg einlasst.

+ Manfred Scheuer
Bischof von Linz